Der Mutterkuss

Autor(en): **Flachsmann, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645433

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

tischen Religionen. Der Standpunkt als ausgesprochen christlicher ist also von vornherein gegeben. Darüber wird kaum diskutiert. Vor allem betont er die ethische Ueberlegenheit des Christentums. Brahmanismus und Buddhismus strebten ernsthaft nur Spiritualität an, Moralität spiele bei ihnen eine untergeordnete Rolle. Da aber Spiritualität nur in tiefster Moralität erworben werde und sich fortgesetzt in tiefster Moralität äußere, und weil der ethische Charakter des Christentums enthusiastischer Liebeswillen sei, sei das Christentum den indischen Religionsformen auch an Geistigkeit überlegen. Daran ändere die größere Logik der letztern nichts. Und doch gibt Schweitzer diese größere Logik viel zu schaffen. Kurz und schroff formuliert er: Brahmanismus und Buddhismus seien geistig und logisch, das Christentum ethisch und unlogisch. Da müsse man sich aber entscheiden. Alle Versuche, wie sie im Hinduismus oder in der Theosophie unternommen würden, indisches und christliches Denken zu versöhnen, krankten an innern Unklarheiten und Halbheiten. Er spricht sogar von Evidenz der Unvereinbarkeit. Er seinerseits hat sich eben für das Christentum entschlossen, weil ihm bei den zwei Hauptproblemen der Religion: die Welt zu erklären und darauf zu antworten, was ich mit meinem Leben anfangen soll, das letztere seiner ganzen Natur entsprechend als wichtiger erscheint. Er entscheidet sich aber schweren Herzens, und das ist zu beachten. Tiefer als die meisten erlebt er die Qual der evidenten Widersprüche des sich dem Denken anbietenden Christentums; verzichtet sein philosophisch geschulter Kopf doch ungern auch auf das Bedürfnis, daß alle religiöse Wahrheit auch als denknotwendige Wahrheit begriffen werden müsse.

Wie gerne hätte er eine Religion, die logisch und ethisch zugleich wäre: Wie geben ihm, wie er selber zugibt, die religiösen Denker Chinas zu schaffen. Diese glauben nämlich (wenigstens einige der Bedeutendsten) die Religion der Liebe aus dem Walten der Kräfte der Natur ablesen zu können. Doch erscheint ihm das als Illusion. Er sagt sich, daß eben doch die in der Natur waltenden Kräfte in mancherlei Weise sehr anders seien, als wir es in einer auf einen vollkommenen guten Schöpferwillen zurückgehenden Welt erwarten würden. Den ethischen Panpsychismus Chinas glaubt er als Naivität abtun zu dürfen, weil wir Gott in uns anders erleben, als er uns in der Natur entgegentrete. In der Natur erlebten wir ihn als unpersönliche Schöpferkraft, in uns als ethische Persönlichkeit.

Für die heutige tiefe, geistige Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien ist mit all dem aber noch nicht das letzte Wort gesprochen, wohl nicht einmal ein entscheidendes. Der Ueberdruß vieler geistig und ethisch Hochveranlagter nicht nur an den offiziellen Christentümern, sondern auch an Gedanken und Glaubensvorstellungen, die dem ächtesten Christentum angehören, und die Hinneigung nach Asien ist keine bloße Modesache. Aus tiefer Unbefriedigtheit heraus sucht man das Neue und nimmt das zu Hilfe, was dem mächtigen Pathos eingewurzelter hiesiger Religionsformen am würdigsten gegenübertritt, um den Gedanken vorzubereiten, daß die Autorität des Hergebrachten nicht unerschütterlich sei. Aber auch das ist nur eine Etappe. Es handelt sich in letzter Linie nicht um Christentum oder Buddhismus oder Brahmanismus oder eine andere historische Religionsform. Es handelt sich um den religiösen Gehalt unseres persönlichen Lebens. Es handelt sich um unsere letzten Wahrheiten. Ist es nicht eine allzu billige Annahme, man hätte sie schon auf dem historischen Präsentierteller. Wir ringen darum und wollen uns nicht einreden lassen, daß unser ethisches und unser logisches Bedürfnis ewig sich nicht vereinigen ließen. Schweitzer glaubt an diese schicksalmäßige unlösliche Diskrepanz ja auch nur, weil ihm der allmächtige Gott, den er sich überlieferungsgetreu als ethische Persönlichkeit denkt, außerhalb aller Diskussion steht. Darum ist er der Grundvoraussetzung gegenüber, aus der alle stichhaltigere religiöse Naturphilosophie wächst, so schwer zugänglich, der Erkenntnis nämlich, daß die in der Natur waltenden Kräfte (der Natur in uns und der Natur außer uns) sowohl harmonischer wie chaotischer Art sind. Es kann sich also nur darum handeln, diese beiden Seiten unserer Naturerfahrung miteinander in Beziehung zu bringen, für uns denkfähig zu machen.

Es ist kein Zweifel, wir streben nach einer Religionsform, die logisch und ethisch zugleich ist. Schweitzer kann uns schon deshalb nicht davon überzeugen, daß dieses Streben illusorischen Charakter habe, weil es so sehr durchsichtig auch seinen eigenen innersten Wünschen entspricht, wenn er auch jetzt noch keine Brücke sieht zwischen seinem leidenschaftlichen rationalistischen Darlegungswillen und dem, was er durch den Salto mortale in den Irrationalismus sich eben doch in erster Linie und mit Recht retten möchte, seinen enthusiastischen Liebeswillen. U. W. Züricher.

Am Krankenlager.

Von Frieda Schmid-Marti.

In den weichen, weißen Kissen
Liegt dein müdes Antlitz
Und darin das große, wehe Wissen
Von dem nahen, blassen Gaste. —
Gestern noch erglomm ein Fünklein Hoffen.
Ueber Nacht — hat dich der Feind getroffen. —
Spann dich ein in graue Schatten,
Ließ dein zuckend Herz ermatten,
Brach den warmen Lebenswillen —
Losch der klaren Augen Leuchten,
Küßte dir die fieberfeuchten
Müd gerungnen Leidenshände. —
Und das große, wehe Wissen
Grub sich in dein liebes Antlitz
In den weichen, weißen Kissen . . . .

Der Mutterkuß.

Von Reinh. Flachsmann.

Ich bin armer Leute Kind, das schon mit acht Wochen Lebensdauer fremden Leuten zur „Kost" und Erziehung übergeben wurde. Mein lieber Vater war wohl ein geschickter Arbeiter, aber sein Lohn reichte nicht hin, um die Schulden zu begleichen, die er mit der Mutter zusammen durch ihre Liebesheirat hatte übernehmen müssen; so mußte halt auch meine liebe Mutter, ganz wie zu ihrer Mädchenzeit, jeden Werktag in die Fabrik gehen und dort vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Maschinensaal mithelfen unser täglich Brot zu verdienen. Aber unglücklich waren meine Eltern deswegen doch nicht, über alle Mühsal und alle Leiden hinweg half ihnen eine starke und gesunde Liebe und der unversiegbare Glaube an eine bessere Zukunft, die sie sich mit ernster Arbeit erschaffen wollten. Leider befand sich die Fabrik nicht am Orte, wo wir wohnten, so daß ich nur tagsüber hätte fremden Leuten übergeben werden müssen, sondern war erst nach einer Viertelstunde Eisenbahnfahrt erreichbar. So wurde ich fremden Leuten übergeben, die sich für das bezahlte Geld schlecht und recht, wie man zu sagen pflegt, meiner annahmen. Nur am Tag des Herrn, am Sonntag, durfte ich zu meinen Eltern. Dann war ich doppelt glücklich, mit dem Vater spielen zu dürfen und mit ihm über Feld zu spazieren, oder von der Mutter geherzt und geküßt zu werden. Aber ach, wie wenig Zeit hatte auch am Sonntag die Mutter! Da gab es immer mehr als genug zu waschen und zu

flicken. War es da ein Wunder, wenn während der kurzen Stunden mich die Mutter etwas verhätschelte, wie die Leute sagten, sie, die doch schon wenige Stunden nachher beim Lärm der Maschinen und Transmissionen kaum Zeit hatte, an ihren Einzigen zu denken. So lehrte mich die Mutter an den Sonntag-Abenden beten, das Gute und das Böse unterscheiden und sparte sich gerne noch etwas vom ohnehin kargen Neunuhr- und Vesperbrot ab, um mir eine kleine Freude bereiten zu können. Immer, wenn sie mich am Abend in mein Bettchen legte, gab sie mir noch einmal einen herzlichen Kuß. Das behielt sie bei, auch als sie dann in meinem zwölften Altersjahr in der Fabrik gekündigt hatte und ich den ganzen Tag bei ihr sein konnte.

Ich hatte einen Kameraden, der, obwohl ein Jahr jünger als ich, doch stets mein Spielgeselle war. Auch er war armer Leute Kind und hatte noch sieben Geschwister. Sein Vater war Handlanger und trank leider viel, und auch seine Mutter war ein wildes Weib mit boshafter Zunge. Dabei war etwas seltsam: während ich zu Hause keine groben Wörter hörte, so hörte mein Freund mehr Fluchen als nicht, und trotzdem entwickelte er sich gesitteter als ich. Ich lernte, wenn ich bei ihm zu Hause war, bald eine Reihe kernhafter Flüche, die ich auch ganz ungeniert auf der Straße ertönen ließ und dabei bei den Leuten gar keinen guten Eindruck erweckte. Aber so sehr mir das wüste Reden zur Gewohnheit geworden schien, bei uns zu Hause sagte ich nie ein grobes Wort und zwar ohne mich hierzu anstrengen zu müssen. Der mehr stille und ernste Geist meiner Eltern zog mich immer wieder in seinen Bann. Aber je älter ich wurde und je unbändiger mein Temperament nach einer Auswirkung sich sehnte, umso lieber hielt ich mich bei meinem Freund auf, der Hermann Bär hieß. Ich beneidete seine Freizeit, die ihm die Eltern unbekümmert ließen. Während ich immer pünktlich zum Nachtessen heim mußte, durfte Hermann, wenn es ihm beliebte, ruhig beim Spiel und den Kameraden bleiben, niemand sorgte sich darum, niemand ärgerte sich darob, im Gegenteil, die Geschwister waren froh, wenn für sie zum Essen mehr auf dem Tische stand. Hermann bekam nichts mehr, wenn er sich verspätete, sondern mußte hungrig ins Bett. Ich mußte nach dem Betzeitläuten immer sofort heim, während Hermann auch da volle Freizeit genoß und ruhig weiter bis in die Nacht hinein sich im Freien tummeln durfte. Allerdings konnte es dann geschehen, daß er bei seiner Heimkehr das Haus verschlossen fand und in einem kleinen Heuschober schlafen mußte.

Bärs wohnten im Haus neben uns, aber zwischen den beiden Häusern stand ein schöner Garten, den man inmitten der Häusergruppen recht angenehm empfand. Wie oft jauchzte am Morgen mein Herz, wenn ich die Vöglein ihre Morgenlieder singen hörte, und wie oft habe ich in späteren Jahren im ruhigen Schweigen dieses Gartens, im Duft der Blumen, des Flieders, der Rosen, im nächtlichen Sternenschein von Lieb' und Glück geträumt! Aber gerade der freie Raum dieses Gartens hat es ermöglicht, daß etwas geschah, wodurch ich meiner Mutter lange stillen Kummer bereitete.

Von Bärs sah man, besonders im Herbst, wenn die Bäume entlaubt waren, über den Garten hinweg schön in unsere Wohnung, nicht aber von uns nach der ihrigen, die höher lag.

Ich war wieder eines Tages bei Hermann in der Stube. Wir sprachen über allerlei, ohne daß sich Frau Bär, die in einer Ecke ein Ueberkleid flickte, an unserm Gespräch teilgenommen hätte, bis ich plötzlich von Hermann gefragt wurde: „Wohin wollen wir morgen?" Ich erwiderte: „Wir gehen flößeln!" (Floß fahren). Nun erhob plötzlich Frau Bär den Kopf und bemerkte höhnisch: „Was, du flößeln! Da hätte ja deine Mutter eine Höllenangst um ihren Einzigen. Denke dir, Hermann, wie ich gestern Abend die Läden zuziehen will, da bemerke ich eben, wie seine Mutter ihn abgeschleckt und ihm den Gutnachtkuß gegeben hat. Die läßt ihn nicht aufs Floß." Ich spürte, wie ich über und über rot wurde und wie eine falsche Scham in mir aufstieg. Hermann sagte keine Silbe darauf. Mir war es nicht mehr wohl in Frau Bärs Nähe und ich drängte ins Freie. Aber auch da ließ mich die Scham nicht mehr los. Ich war wohl in jenem Alter, in dem man einen Kuß, auch ohne erotischen Beigeschmack, für etwas Unwürdiges und Erniedrigendes hält. Zudem konnte ich damals noch nicht ahnen, daß in Frau Bär, vielleicht durch ihr Mißgeschick mit einem unehelichen Kind, jedenfalls aber durch die tägliche Not, das rauhe Elend, durch die vom Alkohol längst zerrütteten Familienverhältnisse, in ihr alle ernsten, heiligen Muttergefühle erloschen waren.

Ich konnte der Scham nicht mehr los werden; immer fürchtete ich, auch Hermann beginne nun zu höhnen. Am Abend waren unser etliche Kameraden beim Spiel. Ich hörte wohl die Betzeitglocke verstummen und wußte auch, daß ich nun heimgehen sollte; aber ich ging nicht. Ich fürchtete, daß, wenn ich plötzlich aus dem Spiel verschwände, Hermann Glossen reißen würde. Mit einem langen Pfiff mahnte mich der Vater ans Heimgehen; ich hörte ihn wohl, ging aber immer noch nicht. Ein zweiter Pfiff ertönte; die Kameraden machten mich aufmerksam, und nun endlich sprang ich heim. Aber in der Einbildung hörte ich noch, wie Hermann zu den Kameraden sagte: „Jetzt gibt ihm dann seine Mutter einen Kuß!" Ich weiß nicht, ob es Hermann wirklich gesagt hat, aber ich litt unsäglich unter meiner Einbildung.

Als ich heimkam und mich der Vater fragte, ob ich seinen ersten Pfiff nicht gehört habe, da log ich. Rasch ging ich ins Bett. Nach gewohnter Art kam die Mutter zu mir, aber nun fürchtete und schämte ich mich. Ich wollte nicht mehr geküßt sein und drehte mich der Wand zu, schützte große Müdigkeit und etwas Unwohlsein vor. Die Mutter mochte wohl erstaunt sein, auch etwas ängstlich, jedenfalls fragte sie mich noch allerlei, ob dieses oder jenes mir fehle und so weiter. Ich gab immer langsamer Antwort, und schließlich stellte ich mich schlafend. Ich spürte wohl mit schlechtem Gewissen, wie mich die Mutter noch eine Weile prüfend und verstimmt betrachtete, aber ich verharrte in meiner Verstellung. Endlich verließ sie das Schlafzimmer, der Mutterkuß blieb zum ersten Male aus.

Am andern Tage fürchtete ich immer, Hermann wolle nun Floß fahren; ich selbst wollte dies nun nicht mehr, um meinem Freund nicht den Spott seiner Mutter in Erinnerung zu rufen. Er sprach glücklicherweise kein Wort davon, hat nie mehr etwas darüber bemerkt, und auch von anderen Freunden bekam ich nie ein Spottwort zu hören. Trotzdem hatte ich immer wieder Furcht, plötzlich könnte jemand mich wieder verhöhnen, daß ich geküßt werde. Der große Bub von einer Mutter noch geküßt! Das Empfinden der armen Proletarierkinder, die schon früh in das rauhe, harte Leben voll Not und Sorgen gestellt waren, war nicht nicht fein genug, um den Kuß richtig als Innigkeitsausdruck einer heiligen Liebe werten zu können. Der Kuß galt als etwas Erniedrigendes.

Aengstlich vermied ich es, mit der Mutter zusammen einem Kameraden zu begegnen. Und an jedem Abend konnte ich der Mutter irgend etwas vortäuschen, durch das der Kuß unterblieb. Ich machte wohl der Mutter dadurch vielen Kummer und viel Leid; es tat mir auch in tiefster Seele weh, wenn ich sie verstimmt sah. Das Gewissen plagte mich; ich war mir meiner Sünde durchaus bewußt, bat Gott um Verzeihung und versprach ihm, der Mutter sonst doppelt lieb und ergeben zu sein. Aber geküßt wollte ich nicht mehr sein. Ich schämte mich, geküßt zu werden, und ich schämte mich, der Mutter zu gestehen, was für schlechte und ungebildete Kameraden ich hatte. Aber gerade die letztere Scham zeugte für eine gute Regung meiner Seele. Auch bemühte ich mich nun wirklich, doppelt so lieb zu sein als vorher. Ich war in einem qualvollen Dilemma.

Schließlich ahnte wohl die Mutter etwas von meiner Veränderung und meinem Wollen, drängte mir aber klugerweise ihre Ansicht nicht auf. Ich habe seit jenem verhängnisvollen Abend, da Frau Bär uns beobachtet hatte, mehr als ein Jahrzehnt lang von meiner Mutter keinen Kuß mehr erhalten. Erst als sie auf dem Totenbette lag und mit sicherem Blick ihren Weg in die Ewigkeit sah, hinüber zu jenem Gott, der alle prüft und segnet und dem sie stets treu ergeben war, erst da hatte sie noch einmal mit letzter Lebensglut und Kraft ihre Arme um meinen Hals geschlungen und hat mich unter Tränen lange, lange noch einmal, nun zum letzten Male, herzlich geküßt.

* * *

Und nun, liebe Leserin, die ich mir anmutig mit freundlichen Augen über diesen Zeilen denke, laß dich, wenn du Kinder hast, nicht zu sehr verstimmen, wenn sie, von einer falschen Scham geleitet, ihre eigenen Wege suchen. Die falsche Scham ist nichts Schlechtes, vielleicht aber ein fruchtbarer Läuterungsprozeß für die junge Seele, ein tastendes Wegsuchen zum ernsten und starken Bewußtsein für ein gesundes und frohes Leben.

Begegnungen.

Von Hanna Heß.

Hungrig nach Menschen und farbigem, bewegtem Leben ging ich durch die kühlen Lauben der Stadt. Ich empfand nach der langen Abgeschlossenheit dieses nahe Gehen mit Vielen warm und beruhigend. Das helle Frauenlachen, das kecke Spiel schöner Augen erlösten meine schwermütige Gebundenheit zu beschwingtem Frohsinn. Die Schritte fügten sich unwillkürlich dem Rhythmus der andern: „Schönes Leben, liebes Leben..." Der Wechsel von Schatten und Licht den der gleißende Sommermorgen durch die Laubenbogen auf lachende Gesichter warf, das bunte Aufschillern seidener Frauengewänder vereinigten sich zu einem berückenden Spiel, dem ich genußwillig meine Sinne lieh. In diese Sonnenstimmung hinein fiel die Begegnung mit einer mir einst sehr lieben Jugendgenossin. Jugendlich eifrige Meinungsaustausche, gemeinsames Schwärmen und Wandern hoben sich aus dem Erinnern. Warm quoll es in mir auf:

„Wie geht es?" Ich faßte ihre feingepflegte Hand. Ein kühlfremder Blick glitt über mich hin.

„Oder kennst du mich nicht mehr? Erinnerst du dich nicht, früher..."

„Ja, früher!" Und sie wandte das feine Gesicht zu ihrer vornehmen Begleiterin:

„Bitte, Frau von Sch..., suchen Sie mich doch einmal in unserer Villa auf!"

Ich verbeugte mich wortlos und ging weiter, ein beengendes Weh in der Kehle. Zorn? Ich wäre erleichtert gewesen, Zorn fühlen zu dürfen. Bitterkeit? Es mußte doch wohl ein gärender Tropfen Bitterkeit in meine Seele gefallen sein, der ihre leichtbeschwingte Freudigkeit zu lähmen vermochte. Stiegen aus ihrer Tiefe nicht schleichende Nebel auf, drängten sich tückisch zwischen mich und den hellen Tag, daß ich mich mit einem Schlage wieder aus der Gemeinschaft der Hellen, Lachenden ausgeschlossen fühlte? Auge und Ohr verloren die Fähigkeit des harmlosen Mitgenießens und beluden sich von neuem mit bedrückenden Zweifeln:

„Sind diese Töne, diese Farben, dieses Lachen echt?"

So trug ich meine verdoppelte Einsamkeit als ein dichtes, graues Gewand durch die frohen Straßen und bog endlich in eine stille Nebengasse ein. Das warme Morgenlicht glitt wie eine goldene Locke hoch über die düstere Gasse hin. An eine fleckige Hauswand drängte sich ein dichter Menschenknäuel. Neugier trieb mich, stehen zu bleiben, um den Grund der Ansammlung zu erfahren. Eine Chinesin, schmutzig, ein erstarrtes Lächeln um den häßlichen Mund, bot buntgewundene Papierschlangen zum Kaufe an.

Wortlos ließ sie sich die zitternden Schlangen um die magern Arme ringeln, nickte ermunternd, ließ sich die unruhigen Streifen über das schwarze, weite Kleid hinuntergleiten... lächelte... nickte wieder... hob die Finger einmal, zweimal... fünfmal, den Preis des Spielzeuges zu nennen! Die Neugier um sie herum spottete im sichern Gefühl, nicht verstanden zu werden, über die verkrüppelten Füße und den wertlosen Tand.

Mich aber erschütterte ihre wortlose Bitte. Umspann uns beide an diesem Tage nicht gemeinsame Einsamkeit? Es drängte mich, sie zu grüßen. Ich griff nach einer der bunten Schlangen und ließ ein Geldstück in ihre Hand gleiten. Die lächelnde Erstarrung ihres Gesichtes löste sich in warmer Freude und unsere Blicke begegneten sich in stummem Gruß. Selbsttäuschung, dieser wortlose Gruß? Bloße Freude am Gewinn, das Aufleuchten in dem fremden Gesicht?

Genug! Der Glaube, daß unser wortloses Grüßen mir mehr von der fremden Seele enthüllt hatte, als klirrende Worte es zu tun vermocht hätten, milderte die Bitterkeit meiner ersten Begegnung.

Herbsttage in Lötschen.

Von Emil Balmer.

In strahlender Schönheit sterben sie dahin, die letzten goldenen Tage. Herrlich und gewaltig leuchtet das Bietschhorn allabendlich auf und taucht die Welt hier oben in rotes Licht. — Schwelende Feuerglut brandet über deine Hänge empor, ewig schönes, einsames Lötschen! Wie die Kerzen am Hochaltar still und heilig flammen, so lodern und brennen deine Lärchen bis hinauf in den Schnee!

Seit neun Jahren komme ich nun schon hinauf auf Lauchern, doch so schön und still wie diesmal war es weiß Gott noch nie. Weggezogen ist längst der laute Strom der Fremden — still und ungesehen flimmern die Firnen, ragen die Gipfel, blauen die Gletscher — ganz nur dir allein lebst du nun, altes, liebes Lötschen!

Ich hocke stundenlang auf dem sonnigen Arbenknubel und träume hinüber zu den nahen Bergen. Ist es nicht, wie der Maler Albert mir einst gesagt, das Bietschhorn sei gleich einem hohen, deutschen Dom? Wie bei jenem türmen sich auch hier auf die Strebepfeiler und Stützen und Bogen und Spitzen — nur viel gewaltiger und herrlicher noch!

Verlorenes Läuten tönt herauf aus dem Mühlebachtobel. Dort hütet die Leokadia ihre zwei Kühe, strickt dazu einen roten Strumpf und trällert still und versonnen ein Liedlein vor sich hin. Der Abend sinkt. Kobaltene Schatten wirft das edelgeformte Faldum-Rothorn hinab in die Mulde. Dämmerblau schleicht aus der engen Talfurche an die Hänge empor und löscht den roten Brand. — Ein blaues Räuchlein drängt sich durch die Schieferplatten drunten auf dem Hüttendach. Die Aloysia kommt vor die Hütte: „Juhu-hu-hu-hu-hui!" Der Jutzer gilt mir. Bald hätt' ich's vergessen. Ein „trockenes Mahl" gibt's ja heute Abend — das leckere Lötschengericht. — Durch das Kuhweglein steige ich hinab nach der Alp. Das Abendleuchten ist erloschen. Die Betglocke tönt silbern aus dem Tal, sanft und rein wie ein Schlummerlied. Drüben aber in der Lücke, hoch über dem Rhonetal, ragt in visionärem Leuchten das Spitzengewebe des Weißhorns in den gelb-grünen Abendhimmel. — Noch einmal bleibe ich vor der Hütte stehen und schaue gen Süden. Denn jenseits den goldduftenden Bergen ist Italien — bald gehen wir von Lötschen fort und werden wandern über Berge und durch Täler hinab ins Sonnenland!